



Für den Altenaer Kreisboten: Altena.

Preise.

	1. August	1914
Brief	1.70¹	1.6
	2.019	2.—
	2.31	—
	20.40	20.40
	4.20	4.20
	1.69	1.69
	4.74	4.74
	0.83	0.83
	0.9	0.9
	10.59	10.59
	13.83	0.80
	7.42	0.84
	111.77	1.13
	92.15	4.54
	12.08	0.84
	12.46	0.60
	0.60	1.70
	1.70	
	8.05	
	64.93	
	112.34	
	1.2	
	1.8	

Formen aufbessern. Viele glauben, durch ständige große Nahrungsaufnahme müßten sie doch endlich dicker werden. Sie stopfen oft mehr in sich hinein, als nötig ist, und vergessen dabei, daß infolgedessen nicht die ganze Speisezufuhr verdaut werden kann. Dieser Rest geht im Körper in Fäulnis über und vergiftet den Organismus. Rheumatismus und Gicht sind in nicht wenigen Fällen darauf zurückzuführen. Eine planmäßig durchgeführte Kur vermindert zum mindesten diese und andere Beschwerden, der Körper gesundet und verarbeitet die ihm zugeführte Nahrung bedeutend besser. Von selbst runden sich die bisher vernachlässigten Teile und geben dem Körper die ersehnte „Wohlproportioniertheit".

—⊡—

Blumenzucht im Zimmer

Bei der Blumenzucht im Zimmer ist das wichtigste das Begießen. Die erste Bedingung dabei ist, daß das Wasser von guter Beschaffenheit ist. Man verwende nie Wasser, das eine niedrigere Temperatur als die Luft hat, nie kaltes, sogenanntes frisches Wasser. Je abgestandener, je lauer das Wasser, desto zuträglicher ist es für die Pflanzen. Wasser von über 15 Grad, ja über 25 bis zu 30 Grad ist zum Begießen besser geeignet als kälteres. Für Gewächse aus heißen Gegenden ist selbst eine Wärme von über 30 Grad besser als von unter 20. Manche tropischen Pflanzen gedeihen nur dann üppig, wenn sie immer mit Wasser über 30 Grad begossen werden. Soll eine Pflanze zu einem gewissen Tage blühen, früher als sonst zu erwarten ist, so kann dies durch regelmäßiges Begießen mit wärmerem Wasser erreicht werden.

Die chemische Beschaffenheit des Wassers kommt nur insofern in Betracht, als stark kalk- und gipshaltiges, sogenanntes hartes Wasser zum Begießen für zahlreiche Pflanzen, zum Beispiel Azaleen, Camelien, untauglich ist, gewöhnlichen Blumen aber, als Fuchsien, Geranien, selbst Palmen, nur dann schadet, wenn Kalk im Uebermaß darin ist. Auf die Zeit des Begießens kommt es wenig an, nur darf nicht begossen werden, wenn die Töpfe von der Sonne stark erwärmt sind. Im Sommer empfiehlt sich die Abendzeit, weil dann das Wasser weniger schnell verdunstet. Die häufig vorkommende Frage, wie oft begossen werden müsse, kann bestimmt nicht beantwortet werden. Man begieße die Blumen, wenn sie trocken sind. Es muß zwar jeden Tag nachgesehen werden, ob dies der Fall ist, nicht aber brauchen sie täglich begossen zu werden. Junge, noch wenig bewurzelte Pflanzen brauchen, abgesehen von der Größe der Töpfe, weniger Wasser als alte durchwurzelte. Kranken Pflanzen muß Wasser entzogen werden; denn bei ihnen ist der Verbrauch auf das geringste beschränkt. Wer eine kranke Blume begießt, ehe sie trocken ist, überliefert sie schnell dem Tode. Der aufmerksame Blumenpfleger wird aus Erfahrung lernen, welche von seinen Lieblingen besonders durstig sind. Als Fingerzeig kann endlich gelten, daß alle Pflanzen mit dicken fleischigen Wurzeln größere Trockenheit ertragen als solche mit sehr feinen Wurzeln.

Jede Pflanze, wenn sie einmal trocken ist, darf so lange begossen werden, bis das Wasser unten aus dem Topfe herausläuft. Sehr vorsichtig muß man Pflanzen mit Töpfen, die ungenügenden oder gar keinen Wasserabzug haben, begießen, zum Beispiel Efeu in Holz- oder Blechkästen. Diese dürfen nie so stark begossen werden, daß Wasser am Boden stehen bleibt. Es kommt vor, daß Blumen welken, ohne trocken zu sein. Solche Pflanzen sind bereits durch zu große Nässe verdorben; die Erde ist „sauer" und längst unfähig zur Ernährung. Hier hilft nur noch schleuniges Umpflanzen mit Entfernen der verdorbenen Wurzeln. Ferner ist das Bespritzen ein vorzügliches Blumenkulturmittel und sollte auch im Winter im Wohnzimmer nicht versäumt werden, wenn viel geheizt wird. Daß hierdurch zugleich die Luft für die Bewohner gebessert wird, ist bekannt.

Das Bedürfnis des Verpflanzens ist ebenso verschieden, wie das Wasserbedürfnis. Im allgemeinen wird zu viel verpflanzt u. noch mehr zu unrechter Zeit. Ein Verpflanzen im Oktober ist meistens die Vorbereitung zum Tode der Blumen. Im glücklichsten Falle halten sich die so behandelten Pflanzen bis zum Frühling ohne Fortschritt. Das Verpflanzen darf nur geschehen, solange die Pflanze im Wachstum ist, und kurz zuvor, ehe es wieder beginnt, also im Frühjahre. Die Hauptverpflanzungszeit ist der April und Mai, doch müssen einige Wohnzimmerpflanzen, zum Beispiel alte Knollen- und Zwiebelgewächse, welche abgestorben sind, schon im Februar und März, Lilien, welche im Winter im Keller stehen, schon im Dezember verpflanzt werden. Im Sommer bis zum September darf man nur junge Pflanzen, um sie im Wachstum zu fördern, umtopfen. Sie müssen zwei- bis dreimal umgepflanzt werden. Der schlimmste Fehler ist der, daß man zu große Töpfe nimmt, wobei man sich gewöhnlich von der Meinung leiten läßt, der Pflanze auf diese Weise recht viel Nahrung zu verschaffen. Man nehme die neuen Töpfe daher nur so groß, daß die alten in sie bequem hineinpassen.

B. T.

—⊡—

Hochzeitsgeschenke

Deutschland hat in jedem Jahr zwei Zeitabschnitte, in denen sich besonders viel junge Paare zusammenfinden: das Frühjahr und der frühe Herbst. Da man schon einige Wochen vorher an Hochzeitsgeschenke denken muß, so tut des Daheim im Frauendaheim seiner Nr. 46 wohl recht daran, schon über Hochzeitsgeschenke zu plaudern. Es erwähnt hierbei eine Schweizer Sitte, die sehr beachtenswert ist. „Rechtzeitig vor der Hochzeit stellt das Brautpaar eine Liste zusammen von allem, was es sich wünscht: vom einfachsten und kleinsten Gegenstand an bis hinauf zum wertvollen und kostbarsten. Dieser Liste wird eine andere angehängt mit der genauen Anschrift aller, an die beide zusammen weitergegeben werden sollen, und zwar genau in der Reihenfolge, in der dies zu geschehen hat. Jeder Empfänger wählt das aus, was er schenken will, durchstreicht es und desgleichen seinen Namen und gibt die Liste an den nächstfolgenden weiter; zum Schluß kehrt sie in die Hände der Brauteltern zurück. Um das Geheimnis, wer Geber eines Gegenstandes ist, vor den andern völlig zu bewahren, weist die Liste gleich zu Beginn ihrer Wanderung einige von den nächsten Angehörigen des Paares durchstrichene Sachen auf. Ein paar passende Worte, je nach der Wesensart des Brautpaares, geben der Liste das Geleit. In einigen Teilen der Schweiz ist dieser Brauch soweit verbreitet, daß Verwandte, Freunde u. Bekannte, die willens sind, etwas zur Hochzeit zu schenken, um Zusendung der Liste bitten, sofern sie dies nicht als selbstverständlich voraussetzen; manche auch tun sich zusammen, um die Spendung eines größeren Geschenkes zu ermöglichen." Diese Sitte sollte sich in dieser Zeit, wo wir uns Ausgaben für falsche Hochzeitsgeschenke wirklich nicht leisten können, beachtet und nachgemacht werden.

Es sei bei dieser Gelegenheit wieder auf die reich farbige wirkungsvolle vorliegende Nr. 46 des Daheim hingewiesen, in der der Arzt, der Rechtsgelehrte, der Literaturfreund, der Naturschwärmer, die Mutter und die Hausfrau neben erzählenden Werken zu Wort kommen.

—⊡—

Ratschläge und Winke

Blendend weiße Wäsche.

Der Stolz jeder Hausfrau ist blendend weiße Wäsche. Um dieses Ziel zu erreichen, gibt es vielerlei Waschverfahren, und jede Hausfrau ist zumeist auf das ihrige eingeschworen. Es spielt auch hier Ueberlieferung und Gewohnheit eine große Rolle. Jedoch bedeuten bei der Wäsche sachgemäßes Einweichen, Verwendung guten Seifenpulvers und bester Seife schon halbe Arbeit. Jede tüchtige Hausfrau wird sich daher auch Neuerungen gerne zunutze machen, schon um der Kräfte und Kostenersparnis willen. Eine einfache Waschmethode, die besonders auch das oftmals unvermeidliche Nebenherwaschen kleinerer Gebrauchsgegenstände ermöglicht, ist folgende: In einer Lauge von weißer geschnittener Seife und gutem Seifenpulver bringt man die Wäsche langsam zum Kochen, hebt sie nach etwa fünfzehn Minuten heraus und läßt sie über Nacht in dieser Lauge liegen. Die Wäsche wird dann gut durchgewaschen und bleibt, mit recht heißem Wasser übergossen, nochmals über Nacht stehen. Dann wird sie in klarem Wasser gespült, durchgeblaut und aufgehängt. Mit einem Riegel, etwa einem halben Pfund Kernseife und einem Pfund Salmiakterpentinseife, die zusammen nur ungefähr 40 Pfennig kosten, kann man in 40 bis 50 Liter Lauge schon eine ganze Menge Wäsche reinigen.

Frische Wunden.

In jedem Hause sollte ein Arzneischrank sein und darin ein altes Mittel, Colodium, nicht fehlen. Es ist bei frischen Wunden, schnell angewandt, außerordentlich wirksam. Man tröpfelt es nach dem Abwischen des Blutes und dem Zusammendrücken der Wundränder darauf und verbindet die Wunde mit Leinwand. Das Collodium, dessen Anwendung nach drei Tagen wiederholt wird, bildet sofort eine Glasur, wodurch die Luft abgehalten und Entzündung verhindert wird. Auch wundgelaufene Füße können durch dieses alte Hausmittel schnell geheilt werden.

Behandlung von plattierten Gegenständen.

Plattierte Leuchter, Kuchenschalen usw., die neu das Aussehen von echtem Silber haben, dürfen nicht mit Silberputzpomade oder Pulver gereinigt werden, wenn man sie nicht vollständig verderben will. Man bereitet vielmehr einen Teig von 50 Gramm Weinsteincreme, 50 Gramm Schlemmkreide, 20 Gramm Alaun und ein wenig Essig. Diese Masse röstet man gut und läßt sie zu einem festen Stein eintrocknen. Bei Bedarf bricht man etwas davon ab, verstößt es mit Pulver, das man mit ein wenig Wasser anfeuchtet und trägt diesen Brei ziemlich dünn auf den zu putzenden Gegenstand auf. Mit einem weichen Ledertuche wird dann sanft nachgerieben.

—⊡—

Aus dem Engen und Weiten

Bubikopf oder Hängezopf?

Unberührt von der Parteien Haß und Gunst wurde, wie der „N. W. Z." berichtet wird, im Essener Prater der Wettbewerb zwischen Bubikopf und Hängezopf ausgetragen, der, das sei vorweg bemerkt, mit einem überwältigenden Siege des alten Systems, des Hängezopfes, endete. War schon der Andrang bei der vor 14 Tagen ausgetragenen Konkurrenz der Bubiköpfe, bei der — ein gutes Vorzeichen für den Hängekopf — dieser außer Konkurrenz die meisten Stimmzettel erhielt — groß, so hatte er sich vorgestern noch verdoppelt. Es mögen wohl 2000 Vertreter des männlichen Geschlechts gewesen sein, die ausnahmsweise einmal um ihre Meinung befragt wurden. Diesmal waren Bubikopf und Hängezopf gleichberechtigt. Es war ein Summen und Schwirren vor der Tribüne, auf der wohl wenigstens 40 Schöne, größtenteils mit langwallendem Haar, Aufstellung genommen hatten, um sich dem Publikum zu präsentieren und von den Männern, die maßgebend waren, den begehrten Stimmzettel zu erhaschen. Das starke Geschlecht, von dem wohl zu Hause mancher mit seiner wahren Meinung über den Bubikopf oder Hängezopf in Anbetracht seiner besseren Ehehälfte zurückhalten muß, nahm hier kein Blatt vor den Mund und begrüßte die Hängezöpfe stürmisch, während es den Bubiköpfen gegenüber mit ironischen Bemerkungen „Gebt uns unseren „Wilhelm" wieder" nicht zurückhielt. Ob allerdings bei der Stimmzettelabgabe immer nur das Haar maßgebend war, oder vielleicht nicht auch sonstige Vorzüge der Bewerberin, bleibe dahingestellt. Aber wer die Wahl hat, hat die Qual, und so dauerte es von 7 Uhr bis 11 Uhr abends, ehe endlich die Entscheidung fiel. Unter großem Jubel wurde als erste Preisträgerin ein junges Mädchen mit langem Haar bekanntgegeben. Der zweite Platz wurde ebenfalls von einem Hangezopf belegt, und erst dann folgte an dritter Stelle ein Bubikopf. Die drei Trostpreise, die außerdem noch verteilt wurden, gelangten sämtlich in die Hände von Hängezöpfen. Der Hängezopf hat also auf der ganzen Linie gesiegt, ein Sieg, der wohl manchen Hängezopf trotzdem nicht abhalten wird, sich in einen Bubikopf zu verwandeln.

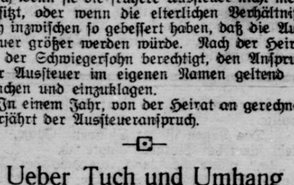
Humor aus der Kinderwelt.

Lehrer: „Wie nennt man beim Hasen die Haare, die zu beiden Seiten der Schnauze sitzen?" — Fritz: „Spürhaare." — Lehrer: „Warum nennt man sie so?" Fritz: „Wenn man ihn daran zieht, spürt er's."

Lehrer (in einem Vortrag über den Tabak): „Ja, es hat die Unsitte des Rauchens eine solche Verbreitung erlangt, daß selbst Frauenzimmer sich nicht scheuen, Zigarren zu rauchen, allerdings nur emanzipierte. Was versteht du darunter: emanzipierte?" — Schüler (nach einigem Besinnen): „Das ist eine leichte Sorte!"

Mutter (zu der aus der Schule heimkehrenden Tochter): „Nun, Anna, bist du versetzt worden?" — Tochter: „Ja, Mama, und denke dir, in der zweiten Klasse haben wir nun auch Physik und Chemie ." — Mama: „Ach, du weißt ja noch gar nicht, was das ist." — Tochter: „O doch, Mama! Lilli, die schon ein Jahr in der Klasse ist, hat es mir genau erklärt: Wenn die Flaschen zerplatzen, ist es Chemie; wenn sie ganz bleiben, Physik!"

Druck und Verlag: P. A. Santz, Altena.
Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena.



Frauen-Zeitung

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 34 — Altena, den 24. August — 1926

Der Anspruch auf Aussteuer

Von Dr. jur. P. Freckwinkel.

Die Tochter hat bei ihrer Verheiratung gegenüber dem Vater einen Anspruch auf eine angemessene Aussteuer. Wenn der Vater außerstande ist, die Aussteuer zu gewähren, ist die Mutter dazu verpflichtet, ebenso wenn der Vater verstorben ist.

Die Aussteuer, die der Vater bezw. die Mutter stellen muß, soll zur Einrichtung des Haushalts dienen. Es hat sich eingebürgert, ist aber keineswegs im Gesetz bestimmt, daß die Aussteuer in natura geleistet wird, daß sie aus Möbelstücken und Hausgerät, aus Wäsche und Geschirr besteht. Die Eltern können die Aussteuer auch durch einen Geldbetrag leisten, für den die Tochter die Einrichtung und was sonst zur Naturalaussteuer gehört, kaufen kann. Es ist sogar in der Rechtsprechung der Tochter in besonderen Fällen das Recht eingeräumt, statt der Aussteuer in natura eine entsprechende Geldsumme zu verlangen. Wenn z. B. der Bildungsgrad und infolgedessen der Geschmack des Vaters und der Tochter so verschieden ist, daß der Tochter mit der vom Vater gekauften Aussteuer nicht gedient sein kann; oder wenn Vater und Tochter weit auseinander wohnen und der zu Lasten der Tochter erfolgende Transport den Wert der Aussteuer für die Tochter wesentlich beeinträchtigen würde. Hat sich der zur Aussteuer verpflichtete Vater solange gegen den Aussteueranspruch der Tochter gesträubt, daß diese mit der Beschaffung der Einrichtung und des Hausgeräts nicht mehr warten konnte, so kann die Tochter auch in diesem Fall eine Geldsumme verlangen. Der Umfang der Aussteuer bestimmt sich immer nach den Verhältnissen des Ehestandes der Tochter und andererseits nach dem Vermögen des Vaters bezw. der Mutter, wenn diese zur Gewährung der Aussteuer verpflichtet ist. Im Einzelfall können die Grenzen sehr zweifelhaft sein. Jedenfalls ist aber das Vermögen in Betracht zu ziehen, über das der Aussteuerpflichtige zur Zeit der Verheiratung der Tochter verfügt, nicht etwa ein früheres oder ein späteres. Obwohl es praktisch und auch üblich ist, die Aussteuer vor der Hochzeit zu beschaffen, entsteht der Anspruch der Tochter erst im Augenblick der Verheiratung. Sie kann also vorher auch nicht auf Gewährung der Aussteuer klagen.

Wenn die Tochter selbst ein zur Beschaffung der Aussteuer genügendes Vermögen hat, so hat sie keinerlei Anspruch gegen den Vater oder die Mutter. Wenn das Vermögen der Tochter nur dazu reicht, einen Teil der Aussteuer zu beschaffen, so darf der Vater die Aussteuer um diesen Teil kürzen. Das Vermögen des Schwiegersohnes bleibt vollkommen außer Betracht. Selbstverständlich hat der Aussteueranspruch seine Grenzen an der Zahlungsfähigkeit des Vaters. Der Vater braucht der Aussteuer wegen seinen standesgemäßen Unterhalt nicht zu beeinträchtigen. Auch seine übrigen Verpflichtungen, wozu auch eine seinen Verhältnissen und einer ordentlichen Wirtschaft entsprechende Rücklage zu rechnen ist, braucht er nicht zugunsten der Aussteuer hintanzusetzen. Außerdem ist, wenn der Vater mehrere Töchter hat, bei der Aussteuer der einen darauf Rücksicht zu nehmen, daß die andern auch Ansprüche haben und stellen werden. Andererseits kann die Lage aber auch so sein, daß es dem Vater nicht an Vermögen überhaupt, sondern nur an flüssigen Mitteln fehlt. Dann ist er sogar verpflichtet, um den Aussteueranspruch der Tochter befriedigen zu können, einen Kredit aufzunehmen.

Die Mutter ist auch dann zur Aussteuer verpflichtet, wenn der Vater sich verborgen hält oder weder Wohnsitz noch Vermögen im Inlande hat, so daß die Rechtsverfolgung gegen ihn ausgeschlossen oder erschwert ist. Die Mutter kann dann die gewährte Aussteuer vom Vater zurückverlangen.

Der Vater wie die Mutter können die Aussteuer überhaupt verweigern, wenn die Tochter ohne die erforderliche elterliche Einwilligung geheiratet hat. Da diese Einwilligung gesetzlich nur verlangt wird, solange die Tochter noch nicht 21 Jahre alt ist, kann nur bei noch nicht 21jährigen Töchtern der Fall eintreten, daß die Eltern ein Recht haben, jede Aussteuer abzulehnen; es sei denn — das gilt für Töchter in jedem Alter — daß diese sich eine Versehlung hätten zuschulden kommen lassen, derentwegen die Eltern berechtigt wären, ihnen den Pflichtteil zu entziehen. In diesen Fällen braucht weder der Vater noch die Mutter eine Aussteuer zu gewähren.

Sehnsucht

Sie müßte blond wie Nordlandskinder sein
Und vor mir leicht sich in den Sessel schmiegen,
Und ihre Hände, rosenblaß und fein,
Die müßten lässig auf den Lehnen liegen.

Und ich läs aus dem Buch auf meinen Knien
Ein Lied vielleicht, auch eine alte Sage,
Die müßte mit dem Duft durchs Zimmer ziehn
Von einem scheidenden Mitsommertage.

Und durch das Fenster strömte Gold herein,
Und Gold von ihres Hauptes breiten Flechten,
Und in mein Leben zög die Schönheit ein,
Nach der ich mich gesehnt in Tag und Nächten.

Herbert Lindemann.

Die Aussteuer braucht nur einmal gegeben zu werden. Heiratet die Tochter zum wiederholten Male, so hat sie keinen Anspruch mehr, auch wenn sie die frühere Aussteuer nicht mehr besitzt, oder wenn die elterlichen Verhältnisse sich inzwischen so gebessert haben, daß die Aussteuer größer werden würde. Nach der Heirat ist der Schwiegersohn berechtigt, den Anspruch der Aussteuer im eigenen Namen geltend zu machen und einzuklagen.

In einem Jahr, von der Heirat an gerechnet, verjährt der Aussteueranspruch.

—⊡—

Ueber Tuch und Umhang

Von K. Kretzschmer-Dresden.

Der Hang des Menschen zum Primitiven ist sehr ausgeprägt. Meist ist er sich dessen gar nicht bewußt, wie stark das Primitive und die Urinstinkte ihn beherrschen, ja er sieht oft das Tausendjährige als Allerneuestes an und hört nicht auf die Stimme Ben Akibas, der sagte: Alles schon dagewesen!

Gehen wir durch eine moderne Kunstausstellung, so wird uns das starke Betonen des Primitiven ganz klar. Wir sehen hier Dinge, welche auf die Anfänge der Malerei überhaupt zurückgehen: Gegenstand, Farbe und Zeichnung sind oft von gesuchter und bewußter Einfachheit. Aehnlich ist es mit der Mode. In gewissem Sinne beherrscht die Farbe die Form, geht alles auf die Uranfänge der Bekleidung zurück. Man gebe einer modernen Frau irgend einen farbigen schönen Lappen, ein Stück Tuch, und sie wird sich in kürzester Frist dahinein zu wickeln verstehen und sich darin behaupten.

Wohl die wenigsten Frauen, welche sich in den letzten Jahren die farbigen Wolltücher strickten oder die Crepe de Chine-Schals bestickten oder bemalten, haben darüber nachgedacht, daß das, was sie da als letzte Neuheit zur Vervollkommnung ihrer Toilette brauchten, eigentlich zu den Anfängen jeder Bekleidung gehört. Noch ehe es Schneiderateliers und Modefürsten und -fürstinnen gab, entstand das Tuch, die schützende, wärmende Hülle, das Gewand, dessen unzählige Falten wir auf den Statuen der alten Griechen bewundern können, und das auch durch die ganze Kunstgeschichte hindurch, von der Toga des Römers und der Kutte des Mönchs und der Einsiedler über die kostbaren Umhänge der Engel von Eyks und der Tücher von Rembrandts Goldwägerin und der Susanne im Bade bis zu denen der vornehmen englischen Porträtisten, wie Lawrence und Gainsborough, und denen unseres Anselm Feuerbach reicht. Das Tuch hat unzählige Wandlungen durchgemacht: einmal ist es Schal, einmal Mantel, einmal ist es lang, dann ist es nur noch Cape, kurzer Umhang, wie ihn die Husaren als letztes Ueberbleibsel in Gestalt ihrer Attila an ihrer Uniform trugen; einmal ist es ein leichtes rieselndes Spitzengewebe, ein andermal fließt es aus strotzendem Brokat und ist mit Edelsteinen durchwirkt. Noch heute behauptet es sich in dieser letzten Form in der katholischen Kirche, blendet uns durch seine Ueppigkeit und Pracht, während zu gleicher Zeit die nüchterne, graue Ledenpelerine oder der Gummimantel uns zwecken des modernen Menschen dient. Zur Zeit des Rokoko verschwindet es mehr und mehr, zerflattert in Spitzen und Bändern und sitzt als leicht geschwungenes Halstüchlein, lächerlich klein und unbedeutend, schützend um den Hals der Schäferin. Zuweilen, wenn die Gewänder selbst die ganze Gestalt aufbauschen, wenn die Reifröcke sich spreizen, verschwindet das Tuch fast ganz. Aller Stoffüberfluß wird mit tausend Puffen in den Rock und die Aermel hinein verlegt, ein solches Gewand verträgt keine schmückenden Beigaben mehr, es herrscht allein. Wir sehen es deutlich zurzeit des Rokoko auf den Bildern Watteaus und Fragonards, da ist alles am Kleide selbst. Gehen wir aber nur um wenige Jahre weiter, so finden wir die glatte klassizistische Linie und mit ihr das Tuch. Die Kaiserin Josefine, von Prudhon gemalt, trägt auf weißem Empiregewande das rote türkische Tuch; auch die Frauen bei Ingres tragen es wieder.

Tuch und Cape sind Schwestern, das Tuch ist die ältere von beiden mit leichterem Geblüte, das Cape die jüngere und etwas schwerfälligere und gebildetere. So ist es ganz erklärlich, daß auf die Tuchmode von gestern die Capemode folgt. So ist es immer gewesen. Als das einfache Umschlagtuch nicht mehr genügte, wurde daraus das Cape gemacht. Das Cape ist aber mehr der Mode unterworfen als das primitive Tuch, es herrscht immer nur für Dezennien. In meiner Jugend war das Cape bei schwangeren Frauen sehr beliebt, man nannte es deshalb „Cap der guten Hoffnung". Unsere Urgroßmütter hüllten sich zum Zeichen der Freude und der Trauer in das Tuch; wir wissen, daß die kostbaren türkischen Schals als Attribut ihrer Frauenwürde die junge Frau in das neue Leben begleiteten und daß der schwarze Schal das Sinnbild der Witwenschaft und der Trauer war. An den Höfen war er noch bis in die letzte Zeit das vorgeschriebene Gewand bei tiefster Hoftrauer für die Damen der Hofgesellschaft.

Die Herrschaft des Capes und des Tuches in der Mode ist zweifellos auch wieder ein Fingerzeichen dafür, daß die Mode das allzu Schlanke und Schmucklose der letzten Zeit auf die Dauer nicht verträgt und da etwas hinzufügt, wo die Kalorienernährung allzu viel runde Formen verdrängt. Die Abendcapes, die zu den großen Toiletten passend getragen werden, lassen ihre Trägerinnen oft viel imposanter und schöner vermuten, als ihr dürftiges, sehniges Sportkörperchen es in der Tat ist, wenn es sich aus der seidenstrotzenden Umhüllung herauschält.

Schal und Cape sind von jeher die Lieblinge der Maler gewesen. Nur in Zeiten, wo das Nackte, Nüchterne, Realistische herrschte, wo der Romantik und Phantasie gar nichts zu sagen

übrig blieb, sind sie geschwunden, aber wenn es nur irgend anging, haben die Maler doch wenigstens ein Zipfelchen davon angebracht und es liebkosend mit ihrem Pinsel behandelt. Rubens, Rembrandt und van Dyck haben geradezu in der Behandlung von Tüchern und seidenen Gewändern geschwelgt, man fühlt ihnen die Freude an der Darstellung des Lichtes auf den Stoffen förmlich nach. Bei den Italienern finden wir die Mutter Gottes mit den schönsten Tüchern geschmückt, die sie umflattern, und dabei gleichzeitig eine Verbindung zwischen Himmel und Erde darstellen. Man denke ferner an den blauen Mantel von Battoni's „Büßender Magdalena“ oder an die „Heilige Agnes“ von Ribera, welche Engel mit einem weißen Tuche bekleiden, man denke an die wundervolle Bewegung, mit welcher der „Moses“ von Michelangelo in die Falten seines Gewandes greift.

Fast alle berühmten Frauenbildnisse haben Schals; so Linardos Monna Lisa, Goya's Frauen zeichnen sich durch wundervoll gemalte spanische Spitzenschals aus, Tizians Frauen tragen Kopfschals, welche auf die Schultern herabfallen und das Gesicht einrahmen, das berühmte Gemälde von Sargent der Schauspielerin Ellen Terry in London als Lady Macbeth hüllt diese in einen grünbläulich schimmernden Umhang gleich dem Leibe der unheimlichen Schlange ein. Wenn die Mode der Zeit es dem Maler gar nicht gestattet, einen Schal anzubringen, so hilft er sich manchmal, indem er seiner Schönen doch wenigstens ein Spitzentaschentuch in die Hand drückt. Die modernen Maler lehnen aus Sachlichkeitsgründen derartige schmückende Beigaben ab, doch fragt es sich, ob wir nicht auch hier noch einmal einen Sieg des Romantischen erleben werden, wie bereits in der Literatur. Auf Zeiten des allzu Nackten und Nüchternen folgen meistens solche des Prunkes und des Ueberschwanges.

Aus diesen Ausführungen sehen wir zur Genüge, daß das moderne Cape und das unvermeidliche Wolltuch — dessen Höhepunkt allerdings überschritten zu sein scheint — keineswegs so modern ist, wie es jetzt ausgegeben wird. Sie sind, wie ich gezeigt habe, denkbar primitive Kleidungsstücke, und es hängt lediglich von der Anmut und dem Geschmack ihrer Trägerin ab, ob sie modern und sachlich wirken oder primitiv und unelegant. Es kommt auch hierbei wieder alles auf die Trägerin an — — oder auf den, von dem sie sich malen läßt.

—⊙—

Mutter und Kind

Ein Kind zog sich eine geringfügige Verbrennung am Fuße zu. Die Mutter suchte die Heilung ihres Lieblings zu beschleunigen und klebte ein Zugpflaster auf die nur talergroße Stelle. Das Ergebnis dieser Unvorsichtigkeit kam schon nach dem dritten Tage zum Vorschein; es schloß sich eine starke Entzündung an, daß nicht nur der Fuß, sondern der gesamte Körper des Kindes in den gefährlichsten Zustand versetzt wurde. Erst nach Entfernung des Pflasters stellte sich die verzögerte Abheilung ein. Wie verkehrt dieses Verfahren bei Brandwunden ist, das möge die folgende Auseinandersetzung klarlegen.

Die menschliche Haut besteht aus zwei Schichten. Die oberste, Epithel genannt, enthält nur aneinander gedrängte rundliche Körperchen, Zellen genannt; diese Lage ist vollständig fest. Die untere Schicht besteht aus Fasern, welche in ihren Lücken Blutgefäße, Drüsen, Nerven, Haarbälge enthalten. Die Zellen des Epithels zeigen zweierlei Beschaffenheit. Die zu unterst

Aus dem Leben

Am Herde sitzt in stummen Schmerzen
Der Vater hier, die Mutter dort;
Entfremdet hatten sich die Herzen,
Sie tauschten lang kein liebend Wort.

Da kommt ihr Kind herbeigesprungen
Und „Vater“ ruft's mit weichem Laut:
Es hat sich auf sein Knie geschwungen
Und traurig ihm ins Auge schaut.

An seinen unschuldsvollen Blicken
Ist bald des Vaters Herz erwärmt;
Er kann die Tränen kaum ersticken
Und hält den Kleinen fest umarmt.

Hinüber nun zur Mutter springt es
Und schmiegt das Köpfchen an ihr Knie;
Ihr halberkaltet Herz bezwingt es,
Und nassen Auges lächelt sie.

Wie nun das Kind hüpft auf und nieder,
Begegnet sich ihr Blick voll Harm,
Und sieh, die Lieb' entflammt sich wieder,
Sie liegen sich versöhnt im Arm.

Adolf Stöber.

dicht über einem starken Blutgefäßnetze der zweiten Lage befindlichen vermehren sich durch Teilung. Es müssen deshalb, um Raum zu gewinnen, ältere Zellen nach oben rücken. Je weiter sie aber nach außen kommen, desto mehr ändert sich ihr Inhalt und ihre Gestalt; sie werden zuletzt in nicht mehr lebensfähige hornartige Schüppchen verwandelt, von denen sich die äußersten bei dem Menschen täglich abstoßen. Die weißen Massen, welche in dem warmen Badewasser, nach dessen Gebrauche, vorzüglich, wenn man diesen Genuß nicht zu häufig ausübt, schwimmen, sind solche abgeschuppte Zellen. Der Nutzen dieser Umwandlung der oberen Zellen in eine verhornte Masse ist leicht ersichtlich.

Was geschieht nun bei einer Verbrennung? Die kleinsten ganz oben gelegenen Blutgefäße werden durch die Hitze gelähmt; infolgedessen erweitert, enthalten sie mehr Blut. Es entsteht die Röte der betroffenen Stelle. War die Verbrennung stärker, so tritt etwas Blutwasser zwischen die untersten lebensfähigen Zellen der oberen Schicht und hebt die höheren in den verschiedenen Stadien der Umwandlung in Horn begriffenen Zellen ab; es kommt ein mit wässeriger Flüssigkeit erfüllter Hohlraum zum Vorscheine, die Brandblase. Oeffnet man die Blase sofort nach ihrer Entstehung, so tritt das Wasser heraus, und es bleibt die unterste Epithelzellenlage ohne Bedeckung. Weil sich aber unter ihr die schon durch die Hitze gereizten Nervenenden befinden, erklärt sich die Schmerzhaftigkeit, wenn man die ganze Blasenhaut wegnimmt. Aus diesem Grunde handelt man nach der Volkssitte richtig, wenn nur durch eine kleine Oeffnung, einen durchgezogenen Faden, das Wasser herausgelassen wird, weil so die Blasenhaut erhalten bleibt, bis sich unter ihr neue Hornzellen gebildet haben. Erreicht die Verbrennung einen noch höheren Grad, dann tritt zu der Lähmung der kleinsten Blutgefäße eine Tötung der untersten Epithelzellen; das in ihnen enthaltene sonst flüssige Eiweiß schlägt sich, ähnlich wie in dem gekochten Ei, nieder; es entsteht eine regellose Masse, der Brandschorf.

Welche Wirkung muß nun auf eine so verbrannte Hautstelle, selbst wenn es nur zu einer größeren Blase gekommen ist, ein Pflaster ausüben? Wie eben auseinandergesetzt wurde, sickert Blutflüssigkeit durch die erweiterten Gefäße nach der freien Oberfläche. Außer dem Blutwasser gelangen aber bald kleinste körperliche Bestandteile, die weißen Blutkörperchen, nach oben und bilden mit dem Wasser zusammen den Eiter. Für eine schnelle Heilung einer Wunde ist es nun vor allem erforderlich, daß dieser Wundausfluß so gut und so schnell wie möglich abfließen kann. Klebt man aber ein Pflaster hermetisch über die Wunde, so wird dieser Abfluß gehindert, der Eiter zersetzt sich, fault und gibt den Pesttherd ab für den ganzen Organismus. Die faulenden Bestandteile werden aufgesaugt und setzen von der Wunde aus die Entzündung nach allen Seiten hin fort.

Die einfache naturgemäße Heilungsmethode folgt aus unserer Betrachtung. Die Mutter verhert bei der plötzlichen Entstehung der Verbrennung durch das ahnungslose Hereinbrechen der Gefahr und das Geschrei des kleinen Patienten beinahe immer die Besonnenheit: es wird daher, bis der Arzt kommt, nichts oder in der Mehrzahl Verkehrtes getan. Kaltes Wasser stiftet bei einer größeren Verbrennung keinen Nutzen. Die starke Hitze erforderte einen starken Wärmeentziehung eine erhebliche Reizung der Wundfläche veranlassen würde. Die Volkssitte hat seit Jahren das Verfahren angewendet, welches auch die Wissenschaft als das beste anerkannt hat In Leinöl oder auch ähnliches Olivenöl, welchem man, wenn es möglich, die Hälfte Kalkwasser zusetzen läßt, werden Leinwandstücke stark getränkt und auf die Wunde gelegt; über diesen Verband kommt eine dichte Schicht von Watte; wenigstens zweimal täglich müssen die Leinwandstücke erneuert werden. Die Watte hindert die zu starke Wärmeausstrahlung und ersetzt die verloren gegangene Hornschicht. Das Kalkwasser stumpft die gereizten Hautnerven ab und desinfiziert den Wundabfluß. Dr. A.

—⊙—

Modische Herbstboten

Der Gürtel.

Von Hilde Hanna Sitte-Hutter.

„Mit dem Gürtel, mit dem Schleier,
Reißt der schöne Wahn entzwei.“

Diese Dichterweisheit sollte die Frauen eigentlich veranlassen, sich vor dem Gürtel zu hüten; denn sie sind in ihrer Mehrheit für die Erhaltung von Illusionen. Warum daher schönen Wahn zerstören? Das Leben birgt sowieso bitterer Enttäuschungen genug. Weshalb da nachhelfen?

Die Mode, selbst eine Frau, hatte deshalb in einer einsichtsvollen Stunde den Gürtel aus ihrem weltumfassenden Herrscherbereich verbannt. Sie schuf die gerade, ununterbrochene Linie für das Mädchen wie für die Frau, brachte den „ungeputzten“ Rücken hervor, ein einfaches Vorurteil, lediglich durch Pfiffe-Effekte belebt, überlegte es sich dann aber plötzlich — in weiblicher Folgerichtigkeit — doch anders und entschied sich für eine Unterbrechung, aber nicht etwa durch den Gürtel, sondern durch die Zweiteilung des Gewandes durch die Geburt des Jumperkleides. Selten noch hat sich eine Kleidform so aller Arten der Toiletten — vom vormittaglichen Trikotkleid bis zum Abendkleid herrscht die Jumperfassson — und auch aller Jahrgänge der Weiblichkeit bemächtigt.

Doch das sind Sommerfreuden, in die sich herbstliche Sorgen bereits einzuschleichen versuchen. Sorgen, ob geflüsterte Modeprophezeiungen, die fast umstürzlerisch klingen, wirklich im Herbst, im Winter Wahrheit würden. Man flüstert so allerlei, daß man wieder Frau sein darf, sich seiner weiblichen Attribute nicht mehr schämen muß; daß tonangebende Kreise mit unveränderlichem Optimismus hoffen, die Auferstehung des Direktoirs durchsetzen zu können — die ersten Anläufe dazu finden wir in den herbstlichen Hüten mit den hohen Postillonköpfen —; daß das zweiteilige Kleid in seiner jetzigen Jumperform auf dem Aussterbeetat steht, daß sich das Cape unveränderlich der Gunst der Frauen erfreut und uns daher für den Herbst und Winter erhalten bleibt, und schließlich, daß die Frauen doch nicht gewillt sind, von heute auf morgen die jugendliche Linie der Jumperfassson aufzugeben, und daß man daher, vorläufig wenigstens, die Beibehaltung der Silhouette von gestern und heute auch für morgen fordert und Zugeständnisse nur in Aeußerlichkeiten, in der Garnierung und kleinen modischen Finessen macht.

So beschert uns der Herbst als „modische Finesse“ vor allem also den Gürtel! War er vor Jahren zu Millimeterschmale zusammengeschrumpft, so sucht er sich jetzt für die unfreiwillig auferlegte Abstinenz schadlos zu halten, indem er nicht nur anspruchslosen Schmuck, dezente Unterbrechung darstellt, sondern in auffallender Breite, ungefähr 8 bis 10 Zentimeter, selbstbewußt zwar nicht die Linie aber den Charakter des Kleides beeinflußt.

Kindergebet zur Nacht

Mein lieber Gott im Himmel du,
der Tag schließt leis die Augen zu;
es war so schön in Flur und Hag,
ich danke dir für diesen Tag!

Du lieber Gott, der Herr der Nacht,
nun halten deine Sternlein Wacht.
Dein Englein wacht vor unsrer Tür,
mein Gott, ich danke dir dafür!

Ich bin so froh, ich bin so reich,
mein Bettlein ist so warm und weich.
Ach, und mein Mütterlein so gut,
ich danke dir für deine Hut!

Die ganze weite Welt ist dein,
und dennoch, dennoch denkst du mein
und bist so treu und gut mit mir.
Mein lieber Gott, ich danke dir!

Frieda Schanz.

Ursache der Wiederkehr des Gürtels ist wohl, daß man der anatomischen Taillenlinie wieder Geschmack abgewinnt, daß sich die Kleidtaille der anatomischen Taille nähert. Diese Verschiebung nach oben, die vielleicht zu kraß wirken würde, mildert, vertuscht man derart, daß der breite Gürtel gleichermaßen ein Ausgleich für die Anhängerinnen der tiefen, wie für jene der anatomischen Taille schafft.

Der Gürtel am Herbstkleide aus Kasha, Rips, Gabardin ist meist aus Wildleder, und zwar nicht abstechend, sondern harmonierend, im gleichen Farbton wie das Kleid. Am Abend wird der Gürtel pompös, lebt sich in leuchtenden Farben aus; zum Beispiel: ein cerise fein plissiertes Abendkleid mit silberner Metallstickerei und silbernem Ledergürtel, der mit Strasssteinen besetzt ist oder ein goldener mit bunten Steinen gezierter Gürtel auf schwarzem Georgette. Auch das Kostümjackett steht im Zeichen des Gürtels, der hier abstechend gewählt wird: zu dunkelblau in rot, zu grau in grün, zu beige in kaffeebraun, während man die weichen Felle der Pelzjacke durch einen Gürtel in der gleichen Farbennuance bändigt und dem Rauchwerk allein den Effekt überläßt. Am englischen Herbstmantel behauptet der Gürtel schließlich gleichermaßen seine neue Position wie am Coppemantel, wo das kurze, pelzbesetzte Cape am Rücken durch den Gürtel an den Mantel gefesselt erscheint.

Frau Mode ist doch klug! Gürtel allüberall! Selbst wenn da ab und zu — was in den besten Familien vorkommt — der schöne Wahn einmal entzweireißt, bleiben so viele Gürtel wie Kleider, bleibt Illusion für ein ganzes Menschenleben.

Kann man sich mehr wünschen?

—⊙—

„Schlank sein“ ist Trumpf!

Von Dr. med. Lachmann.

Schlank sein um jeden Preis ist die Devise vieler Menschen, besonders unserer heutigen Damenwelt. Die Mode bevorzugt die „Knabenfigur“ und der Wunsch nach Wohlproportioniertheit ist bei vielen so groß, daß sie selbst wissentlich zu gesundheitsschädlichen Mitteln greifen, um dieses Ziel zu erreichen. Sie lassen sich sogar auf offensichtlichen Schwindel ein, zahlen ohne Bedenken eine größere Summe für angeblich sichere Mittel und verlieren ein paar Pfund ihrer Leibesfülle erst durch den Aerger darüber, daß sie so plump auf den Leim eingegangen sind. Mit Schrecken sehen die Bedauernswerten dem Winter entgegen, der die wenigen Gramm, die sie durch Entfettungskuren abgenommen haben, wieder verzehnfacht. Mutlos legen sie die Hände in den Schoß, da sie alle weiteren Bemühungen für zwecklos halten, und sehen neidisch auf ihre Mitmenschen, die sie in ihrer Schlankheit immer wieder an ihre lästige Körperfülle erinnern. Da hilft nur eine völlig geregelte Lebensweise und entsprechende Körperpflege, von der aber nicht abgewichen werden darf. Wegen der Diät wendet man sich am besten an den Hausarzt, da dieser genau weiß, was der Körper des Betreffenden ohne Schaden entbehren kann. Werden hierzu regelmäßig morgens und abends einige gymnastische Uebungen vorgenommen, so kann man langsam aber sicher das Ziel erreichen, das man erstrebt. Man darf aber nicht schon nach einigen schüchternen Versuchen die Flinte ins Korn werfen. Hat man dagegen die Kur systematisch durchgeführt, so wird man neben einer schönen Figur einen geschmeidigen, gestählten Körper haben, der manche Anstrengungen meist leicht überwältigt, an die man früher nicht herangehen konnte. Mit Bedauern wird man auf seine früheren Leidensgenossen sehen können, die sich unbeholfen und plump durch das Leben schleppen, pustend und schwitzend, sich selbst und den anderen eine Last.

Auf der anderen Seite können zu schlanke Menschen auf dieselbe Art ihre etwas dürftigen

Das Buckelchen

Skizze von Rudolf Presber.

Es gibt, selbst im Leben der klügsten Menschen, Momente, da nützt alle Philosophie nichts; und der einfachste Leierkasten, der heiser drunten im Hofe spielt „Aus der Jugendzeit — aus der Jugendzeit“, hat unser Ohr und füllt unser Herz.

Mich hat heute eine Jugendfreundin besucht. Sie war einmal ein bildhübsches Mädchen, hellblond, schlank und mit blanken Augen, als wir zusammen Krocket auf dem Rasenplatz unseres Gartens spielten. Alle männliche Jugend in unserer Straße schwärmte für sie.

Viel umworben, hat sie spät geheiratet. Ihr Mann ist, kein Jugendlicher mehr, als Hauptmann mit hinausgezogen und vor Arras gefallen. Kinder hat sie keine. So lebt sie für die Kinder der anderen; gibt, soviel ihre Mittel noch erlauben und hilft und berät Waisen, Witwen und Kranke, wo sie kann. Ihre Haare sind weiß, ganz weiß geworden, aber immer noch reich. Ihre Augen liegen tief in einem Kranz von Fältchen, aber sie können noch so schön und ehrlich blitzen wie damals, als die Jugend der ganzen Straße für die blonde Helene schwärmte, und ich heimlich Gedichte auf sie in mein Präparationsbuch zum Virgil schrieb.

Sie liest — noch ohne Brille — viel, hauptsächlich Memoiren und philosophische Bücher.

Heute gerade sprachen wir von der neuen „Ethik“ eines noch Unbekannten, der die Lüge — gleichviel, ob sie die Not, die Angst oder der Leichtsinn geboren — bei Kindern, als das Menschenunwürdigste, scharf bestraft wissen wollte.

„Das Lügen ist der Sklaven Sache, das steht schon bei Plutarch,“ sagte ich.

„Ja,“ nickte sie, „und irgendwo hat Jean Paul gesagt: Je mehr Schwäche, je mehr Lüge; die Kraft geht gerade! Und doch — —“

„Wollen Sie die Lüge in Schutz nehmen, liebste Freundin?“

„In Schutz — nein. Aber“ — Sie schwieg einen Augenblick, als suchte sie etwas in der Ferne, etwas in sich selbst; dann sagte sie zögernd: „Erinnern Sie sich des kleinen Kurtchens, des armen Kranken, der —“

„Aber natürlich. Der Junge des Schneiders, der blasse Kleine mit dem Buckelchen —“

„Ja, er war verwachsen. Kränkelte immer, kam in der Schule nicht recht mit. Aber das Mitleid gütiger Lehrer trug ihn; und ich weiß noch recht gut, daß auch Sie und die anderen Jungen bei Ihren Spielen immer sehr liebreich gegen ihn gewesen sind.“

„Er tat uns leid. Aber ich erinnere mich auch an anderes. Sie waren damals schon ein erblühtes Mädchen, Helene.“

Vierzehn war ich, ja, und ging in die Konfirmandenstunde. Und kämpfte meinen kleinen stillen Kampf. Zweifel gegen den Glauben, Skrupel gegen die Lehre. Allmacht gegen Allgüte . . . Wer hat's nicht durchgemacht. In jenem Frühjahr, kurz vor Ostern — vielleicht entsinnen Sie sich noch — ist das Kurtchen gestorben. Nach einem Siechtum von bösen Wochen.“

„Ja, ich erinnere mich, denn — jetzt weiß ich's wieder ganz deutlich, so lang' es auch zurückliegt — wir schwankten damals, wir Jungen, ob wir zu Ihrer Konfirmation in der Sankt Nikolai-Kirche gehen sollten, oder hinter dem still gewordenen Kurtchen her vor das Stadttor bis auf den Friedhof.“

„Und dann seid Ihr“ — sie ließ den Satz unvollendet und lächelte ihr liebes, verzeihendes Lächeln.

„Wir sind zu Ihrer Konfirmation in die Kirche gegangen. Ach, Frau Helene, Sie wissen ja, wie wir Sie alle aus unserem heißen Sekundanerherzen angeschwärmt haben. Uebrigens — das Kurtchen auch!“

„Er auch,“ sie nickte und lächelte wehmütig. „Ich bin wohl seine erste und letzte Liebe gewesen. Zwölf oder dreizehn war er erst, das Kurtchen, und einen Kopf kleiner als ich . . . Seine Mutter kam, tapfer die Tränen schluckend, eines Abends zu meinen Eltern. Ich weiß noch, die Amseln schlugen so laut vom Garten her — wir verstanden die Weinende kaum. Der Arzt hatte ihr die Wahrheit gesagt. Ein paar Tage noch hatte das Kurtchen zu leben, nicht länger. Und sprach halb im Fieber immer von mir, erzählte die Mutter; und er schnitt den paar Schlüsselblumen, die ich ihm durch Krämers Fritz geschickt, selber immer noch täglich mit den zitternden dürren Fingern ein Stückchen von den Stielen ab und warf eine Messerspitze Salz ins Wasser, daß sie sich länger halten sollten, die Blumen, weil sie — —“

„Weil sie von Ihnen kamen.“

„Ja, s'ist dumm, wenn man sich seiner Herzensbeziehungen schämt, die so kindlich und so rein waren . . . Wie ich ihn dann besuchte . . ach, lieber Gott, wie lag er so armselig und blaß in seinem Gitterbett! Alles war Knochen an ihm. Ganz ohne Hals und Uebergang saß der Kopf in den Schultern. Schon wie ein nur noch mit Haut überzogener Schädel. Bloß die Augen, — die Augen leuchteten, als ob da drin noch ein Feuer, ein letzter Kampf gegen die Finsternis . . . Seltsam, ich habe später im Leben, in Pflichterfüllung und Geselligkeit, auf Reisen und daheim viel mit geistig hochstehenden Menschen, mit Männern von Namen und Weltgeltung verkehrt; so genau erinnere ich mich keiner Unterredung mit einem einzigen, — so genau, wie ich heute noch weiß, was der kleine Bucklige, der schon von eiskalten Tod spürte und in mir das warme Leben liebte, damals mit mir gesprochen hat. Damals, als seine Mutter, nebenan im verdämmernden Abendlicht, am Fenster für fremde Leute Kleider nähte und ausbesserte und ihr so ganz still Träne um Träne auf die fleißigen Hände fiel.“

„Was war's wohl, das er damals mit Ihnen sprach?“

„Von meinem Unterricht beim Pfarrer, meiner Vorbereitung zum ersten Abendmahl, wollte er wissen. Alles. Ganz genau. Und ob ich's glaube, all das, wirklich glaube, auch glaube, daß, wenn jemand stirbt, — daß er dann im Himmel oder irgendwo, wir wissen's ja nicht, wo — auf die anderen warte, — so richtig warte, — die später, viel später nachkommen . . . . Ja, das glaube ich, hab' ich gesagt. Da hat er nach meiner Hand gehascht und die seine, die arme, schmale, kleine Hand zitterte ein bißchen und war feucht vor Schwäche. Und weiter hat er gefragt: Und wenn ich jetzt sterben müßte? — Ach, wo denkst du hin, Kurtchen, hab' ich abgewehrt und hab' ihm die Kissen zurechtgerückt; denn ich wollte nicht, daß er mir ins zuckende Gesicht sähe. Da hat er so fein und gut gelächelt wie einer, der all das schon besser weiß, und hat gesagt: Mir wird so leicht in den letzten Tagen. Weißt Du, mir ist, als ob ich schon so viel vorausgeschickt habe, was sie Angst und Schmerz und Furcht und all so was nennen. Vorausgeschickt nach da drüben. Oder nein, das ist ein falsches Bild; denn dort, weißt Du, wird das wohl niemals mehr ausgepackt, was hier so schwer für mich war — Da wußte ich nichts zu antworten . . . . Nach einer Weile drehte er mühsam den blassen Kopf zu mir und fragte: Hat Euch Dein Pfarrer auch gesagt — ob wir dort alle so aussehen werden, wenn wir uns wiedersehen, — ich meine, so aussehen wie hier? — Da habe ich ganz gut gefühlt, was er meinte und hab' gesagt: Wir werden, — so glaube ich, Kurtchen, und auch der Pfarrer sagt es so, — wir werden dort alle viel schöner sein, als hier. So mehr, wie es der gute Himmel vorgehabt hat mit uns — und wie es die Erde nicht erlaubt hat. Und was nicht gut an unserem Herzen war, das bleibt alles, alles hier. — Da sah ich, wie seine Augen groß und ängstlich wurden. Aber Helene, das kam ganz stoßweise heraus, dann habe ich ja dort, — dort habe ich ja — kein Buckelchen mehr? — Schon will ich sagen: Aber gewiß nicht. Da fährt er mit einem Versuch, sich aufzurichten, fort: Aber wenn ich kein Buckelchen mehr habe, Helene, dann, dann . . . . Ihr seid doch alle nur so lieb und gut zu mir gewesen und habt 's mich gar nicht merken lassen, daß ich nicht klug bin und nicht gewandt und nicht stark — nicht, wie Ihr — das habt Ihr doch nur getan, weil ich das Buckelchen gehabt habe. Und Du, siehst Du, Du hättest mir nie die Blumen geschickt, — schau nur, sie sind noch immer nicht welk, — und Du säßest auch gar nicht hier, wenn ich so gerade gewachsen wäre und so rote Backen hätte wie der Hans oder der Theodor . . . . . Und als er das gesagt, haben ihn vor Husten, und die Angst gerüttelt und geschüttelt. Da ist seine Mutter ganz blaß und aufgeregt hereingekommen, die Augen noch naß und rot vom Weinen. Sie hat gewiß gehört, wie ich jetzt zu dem Kurtchen gesagt habe: So ist das nicht, Dein — Dein Buckelchen wirst Du behalten. — Und seltsam — da lächelte er und wurde ruhig. Nach einer Weile aber — er lag mit geschlossenen Augen — fragte er ganz zaghaft: Hat das — der Pfarrer auch gesagt? . . Da log ich ohne Zögern. Ja, sagt' ich, das hat der Pfarrer auch gesagt . . Da lächelte er und schlief ein. Drei Tage später starb er. Seine Mutter gab ihm noch meine Himmelsblumen mit. Aber jetzt waren sie welk. In seiner Begräbnisstunde saß ich in der Sankt Nikolaikirche im weißen Kleid, und der Pfarrer sprach von der Macht des Glaubens, der die Wahrheit sei . . . .“

Was sie erzählte, lag weit zurück. Ein kleines Episödchen war's in ihrem und meinem reichen Leben gewesen. Eine schlichte, kümmerliche Menschenblume an unserem Wege durch den Morgen, früh verwelkt. Und doch — — —

Es gibt im Leben der Menschen Augenblicke, da nützt alle Philosophie nichts, und der einfachste Leierkasten, der heiser im Hofe spielt „Aus der Jugendzeit, — aus der Jugendzeit“, hat unser Ohr und füllt unser Herz.